

# Herbstzeit, Ranking-Zeit

## Warum die Universitäts-Bewertung in Amerika spannender ist als in Deutschland

Von Josef Joffe

Alljährlich im September wird das Heft mit einer Spannung erwartet, die weder *Time* noch *Newsweek* je auf sich ziehen können: Es ist *U.S. News and World Report* mit seiner Cover Story *Americas Best Colleges*. Das Magazin hat das Uni-Ranking vor zehn Jahren erfunden; jedes Jahr wird der Knüller-Effekt größer.

Warum? In Amerika ist die höhere Bildung ein kostbares Gut. Denn das Studium heischt Gebühren, ob in der schlichsten Staats-Universität (3000-5000 Dollar pro Jahr) oder in einer privaten Top-Hochschule wie Harvard (20 000). Eltern beginnen schon bei der Geburt zu sparen; folglich wollen sie und ihre Dereinst-Erben wissen, was sie als Gegenwert bekommen. Dies ist deutschen Eltern fremd, ist doch das Studium gratis, das Produkt undifferenziert und die Auswahl schmal. Bei den Numerus-clausus-Fächern nimmt der Abiturient, was er kriegt; nicht er entscheidet, sondern die zentrale Zulassungsstelle ZVS. Ein Ranking wie in den Vereinigten Staaten ergäbe auch wenig Sinn.

Nehmen wir zum Beispiel Harvard: 1997 wieder Nr. 1, nach tiefem Fall auf den dritten Platz im Vorjahr. Woher wissen das die Platz-Anweiser? Nur eine einzige Kategorie im *U.S. News*-System ist eine subjektive: die akademische Reputation. Daran hat es Harvard nie gemangelt. 1996 war die Uni nur leicht abgesackt, schlimmer aber erging es ihr bei zwei objektiven Faktoren. Einmal bei den Ausgaben pro Student (auf Platz 7), zum zweiten bei den „Fakultätsressourcen“, etwa beim Lehrer-Studenten-Verhältnis und bei der Größe der Lehrveranstaltungen (Platz 11). Harvard hat in den beiden letzteren Tabellen jetzt die Plätze 6 und 2 erreicht. Mit hin hat das Ranking seinen Zweck erfüllt: Innerhalb eines Jahres hat sich Harvard von seinen leicht angewelkten Lorbeeren erhoben und für die Studenten angestrengt. Bei der Gesamtwertung liegt es (mit Princeton) obenauf, gefolgt von Duke, Yale, Stanford, M.I.T. bis hin zu Michigan (einer Staatsuniversität) als Schlußlicht unter den Top-25.

Dieses Beispiel zeigt, warum ein sinnvolles Ranking in Deutschland nicht funktionie-

ren kann. Vorweg weiß niemand, wieviele echte Studenten eine deutsche Uni hat; ergo kann niemand wirklich messen, wieviel sie pro Student ausgibt, wieviele Studenten auf einen Professor kommen. Wie hoch ist die Graduations-Rate, die im US-Ranking eine große Rolle spielt, weil sie zeigt, ob Uni und Student gute Arbeit geleistet haben? Dazu braucht man als Maßstab eine Studienregelzeit, die es hier auch nicht wirklich gibt. Wie selektiv ist die Hochschule? Auch diese Frage läßt sich hier nicht beantworten, weil der Zugang entweder ganz frei ist oder von der uni-fremden ZVS bestimmt wird. Wie hoch ist die *retention rate*, also wieviele Studenten kommen im nächsten Jahr wieder und bekunden so ihre Zufriedenheit? Diese Zahl (nie weniger als 94 Prozent bei den Top-25) würde hier nicht viel bedeuten, weil das Wandern Tradition hat und die Alternativen so beschränkt sind.

Berkeley hat sich übrigens von Platz 27 auf 23 hochgearbeitet. Das zeigt, daß Konkurrenz und Transparenz auch für Staats-Universitäten gut sind.